

Des Waldschützen Sohn.

Eine Erzählung

von

Berthold Auerbach.

Von Buchen umweht,
Ein Jagdhaus steht,
Einsam im waldigen Döster;
Wo man hört am Tag
Nur der Vögel Schlag,
Und Nachts der Bäume Geflüster.



Der alte Bers kommt mir in den Sinn, da ich ein Stück aus dem Leben des kleinen Eberhard erzählen soll. Und die Geschichte selber? Mir ist's als berichte sie eines jener alten Lieder, mit düsterer langtöniger Weisung, wie man sie oft in den einsamen Thälen hört — als wär's an mich herangeflogen. Und doch steht noch das steinerne Kreuz, wenn auch halb eingesunken, und die wilden Rosen blühen um das moosige Gestein.

Drum hört zu.

Da steht das Jägerhaus, so still und einsam wie das Lied verkündet, im Sonnenschein liegt der braunrothe Hühnerhund, mit geschlossenen Augen als schlief er, nur manchmal schnappt er auf nach einer Fliege, die ihm gar zu keck auf der Nase



tanzt; hat er sie erhascht, ist sie ungerufen und ungesotten im Augenblicke verzehret, ist sie dem verschlingenden Rachen entflohen, so legt sich der Hund, verächtlich die Ohren schüttelnd, mit gleicher Ruhe wiederum nieder. In den Mienen des Nimrod — so

heißt der Hund — ist zu lesen, wie tief unter seiner Würde ihm eigentlich solche Fliegenjagd vorkommt, aber bald sind's zwei Monate, daß er keinem andern Wilde auf der Fährte folgte, der letzte Schuß, den er vernommen, hatte seinen Herrn getroffen und um ihn weint die Mutter und ihr einziges Kind, Eberhard. Der Hund aber kann nicht weinen, er kann nur still trauern und er ist abgemagert, als plagte ihn ein böses Gewissen noch obendrein; in der That ist er auch nicht frei von Sünde. Das wird sich Alles schon später offenbaren, denn es bleibt nichts verborgen. Der Nimrod steht auf, streckt sich, macht ein Gesicht, als wär' ihm das Leben verleidet und geht dann langsam nach einer Hecke, bleibt stehen und sieht dem kleinen Eberhard zu, der hier auf dem Boden sitzt, kleine Lindenweige schneidet und klopft.

Eberhard ist ein Knabe von kaum neun Jahren, seine ganze Kleidung besteht aus einem Hemde und vielfach gestickten leinenen Hosen, die blonden Haare sind unverschoren, unter der gewölbten Stirne lugen helle blaue Augen heraus, die vollen Wangen zeigen, daß er sich noch nicht viel Kummer gemacht und die offene gebräunte Brust, daß er schon viel draußen frei umherschweifte. Jetzt hat er den Mund gespitzt und pfeift leise abgebrochen vor sich hin, er pfeift den Zweigen die Löwe vor, die er ihnen später entlocken will. Als der Hund so vor ihm stand, sagte er: „Möchtest auch gern



ein Pfeifchen haben, Nimrod? Du armes Thierle! Kannst nichts als hu hu machen, und Ich kann singen und jodeln und Pfeifchen machen; paß nur auf, wenn's fertig ist." Leiser sagte er vor sich hin: „Wenn die Vögel auf den Bäumen singen, dann haben die Zweige auch Töne in sich und man muß es nur recht her richten, dann kommt's raus. Die Zweige im Walde sind jetzt alle lauter unfertige Pfeifen, und wenn man erst einmal so eine ganze Rinde vom Stamm ab kriegen könnt', hui! was müßt' das pfeifen! Das müßte man so weit hören wie die Thurmglöcke! Aber... es müßt' eines ein gut geschlitztes Mundstück haben, um das Ding zwischen die Lippen zu nehmen... das möcht' ich einmal sehen.“

Eberhard lachte vor sich hin, bei dem Gedanken an das unendlich große Maul, in dem die ganze Rinde eines Lindenstamms als Pfeife steckt.

Der Hund dachte, das Lachen gelte ihm, denn er konnte wahrscheinlich nicht begreifen, wie man so allein, mit seinen Gedanken lachen könne. Um nun die Freundlichkeit Eberhards zu erwidern, drückte der Nimrod sich an ihn, der Knabe aber sagte: „Sei jetzt ruhig, leg dich, ich habe keine Zeit zum Spielen wie du, ich habe zu schaffen.“ Der kleine Eberhard war etwas zu wild und hastig für das sorgfältige Geschäft; hatte er die Rinde mit dem Messerheft locker geklopft, so zersprang ihm doch eine nach der andern, weil er sie zu rasch abbrachte; auch mußte er erst noch erfahren, daß man nur aus den Mittelstücken, wo keine Nebenzweige Löcher einreißen, Pfeifen schnitzen kann. Das merkte er sich jetzt und indem er den letzten noch brauchbaren Zweig aufhob, sagte er: „Du mußt gut werden, halt nur still.“

Plötzlich hörte man aus dem Walde einen durchdringenden Pfiff, wie ihn die Kunstverständigen hervorbringen können, wenn sie den kleinen Finger gekrümmt zwischen die Zähne klemmen. Der Hund sprang auf und spitzte die Ohren, der schrille Pfiff wiederholte sich rasch noch zweimal und wie im Fluge war der Hund davon. Eberhard sprang ihm nach, pfiff und schrie: „Nimrod! komm, da! Nimrod.“ Der Hund hörte nicht und war nicht mehr zu sehen. Eberhard lief ihm aber immer weiter nach, unaufhaltsam, tief in den Wald, als jagte Jemand hinter ihm drein. Endlich hielt er an und besann sich, daß der Hund schon allein nach Haus kommen werde, „er ist ja ein treues Thier, aber untreu ist's doch von ihm, daß er so davon läuft“ dachte Eberhard.

Die Mutter hatte ihm verboten allein in den Wald zu gehen und er hatte auch versprochen, das

Verbot zu halten; jetzt aber — dachte er — bist du gegen deinen Willen in den Wald gekommen, du hast ja den Nimrod heimbringen wollen, du hast das Verbot nicht übertreten, kannst nichts dafür, und jetzt bist einmal da und jetzt bleibst auch ein Weilschen und laufft dich aus nach Herzenslust.

So leicht macht man sich etwas vor, wenn man ein Unrecht begehen will, man glaubt selber nicht daran, und im hintersten Grund ist eine Stimme, die Einsprache thut; aber oftmals macht man's wie jetzt der Eberhard, der jodelt und singt, daß er die Stimme seines Gewissens in der Brust nicht höre und er steigt bald auf diesen bald auf jenen Baum, als ob ihm sein guter Geist da nicht nachklettern könnte, aber der ist immer um und an ihm und zerrt ihn an allen Gliedern, gemahnend, daß er sich auf den Heimweg machen solle.

Er steigt auch ab und wie er vom Boden aufschaut zwischen die durchsichtig grünen Blätter nach dem blauen Himmel, da huscht ein Eichhörnchen an der Buche hinauf, setzt sich oben auf einen Ast, pudelt sich und schaut vergnügt umher. Eberhard schnalzt mit den Fingern und denkt: hätt' ich dich nur! Ich bin doch viel übler dran als so ein Vogel oder ein Eichhörnchen, ich kann nicht fliegen und nicht so klettern. Der Nimrod hat Recht gehabt, daß er so in den Wald verlaufen, da ist Er Meister und wir mit unsern pratschigen zwei einzigen Füßen können ihm nicht nach. Mit vier Füßen, ja, da wollt' ich anders springen...

Ein Spottfink sitzt hoch oben auf der Spitze eines dünnen Astes und verlacht in allen Weisen die seltsamen Gelüste Eberhards. Es sind schlimme Vögel, die Spottfinken, sie haben keinen eigenen Waldschlag und sie ahmen die Weisen aller Vögel nach, die Nachtigallen, Amseln, Buchfinken u. s. w., können aber keine Weise bis zu Ende bringen und verfallen alsbald in eine andere. Eberhard ist

ärgerlich und will den Spottfink durch Schreien und Werfen verschrecken, der läßt sich aber nicht vom Plage bringen, bis er den Knaben die Krone des Baumes heraufkommen sah, husch! fort war der Vogel und gab sein Nickerhäpfel von einem andern Baume preis. Eberhard fand aber noch Vö-



gel, die nicht fortfliegen konnten, es war ein Schwarz-Amselnest mit kaum aus dem Ei gekrochenen Jungen. „Eins, zwei, drei, vier, fünf“ zählte Eberhard, „wieder eine ungerade Zahl! In allen Vogelnestern habe ich das noch immer getroffen, das hat was zu bedeuten, wenn man nur wüßte was? Meine Mutter hat doch recht gehabt, daß sie der Henne eine ungerade Zahl Eier zum Ausbrüten untergelegt hat.“

Hätte Eberhard nur besser aufgepaßt und aus den wenigen Nestern, die ihm vorgekommen waren, nicht alsbald eine allgemeine Regel gebildet, so hätte er wohl wissen können, daß es mit der ungeraden Eierzahl gar kein Geheimniß auf sich hat, da es einfach nicht wahr ist. Die Schwalbe, die Haus- und die Feldtaube brütet ja nur ein Paar Junge aus, und ein Paar ist doch auch eine gerade Zahl.

Aber freilich, wenn man in der Jugend Alles wüßte, brauchte man nicht alt zu werden.

Die jungen Amseln, denen es ihre Mutter vielleicht noch nicht gesagt hatte, wie viel Geschwister sie seien, streckten die gelben Schnäbel nach Eberhard auf und lugten ihn mit ihren gelb eingeränderten Augen verwundert an; es war ihnen gleich, wie viel sie waren, wenn sie nur etwas zu essen bekämen. Eberhard zog Messer und selbstgedrehte Schnure, die er immer bei sich trug, aus der Tasche, und fand richtig zu unterst noch einige wackere Brosamen, er faute sie und äzte die Vögeln damit. Ihr ganzer Dank bestand darin, daß sie die Köpfschen schüttelten, sich niederduckten, um noch lange an dem Empfangenen hinab zu würgen; das jüngste war so undankbar, gar nichts anzunehmen. Eberhard sah, daß er das Nest noch nicht ausheben dürfe, wenn die Jungen nicht Alle sterben sollten. Auch regte sich ein Mitgefühl in ihm, indem er dachte, wie es der Mutter sein müsse, wenn sie heimkehre und alle ihre Kinder sind fort; aber warten wollte er doch, bis die Alte käme. Jetzt dachte er auch wieder an seine eigene Mutter und es überfiel ihn heiß, wie lange er schon von Hause weg war. Ein frommer Gedanke stieg in ihm auf, er wollte die Vögel immer ihrer Mutter lassen und nur bisweilen heraus kommen und nach ihnen schauen. Nochmals kam ihm das Verlangen, er sollte die Vögel doch selber nehmen, denn es könne ein anderer Knabe heraus kommen, sie finden und weg tragen, aber sein guter Geist war stärker, er wollte nicht selber hartherzig sein, weil es ein anderer auch sein könnte. „Behüt' euch Gott!“ hauchte er ganz nahe in das Nest hinein und stieg hinab, unten aber schnitt er noch drei Kreuze in den Baum, damit er ihn wieder kenne.

Endlich ging es nun heimwärts, aber ein kleiner Umweg durch den Tannenwald sollte doch noch genommen werden und — vielleicht findet sich auch der Hund.

II.

Warst du schon einmal um Mittag mutterseelenallein tief im Tannenwalde?

Wie glatt stehen die schlanken Stämme, glitzernd im gebrochenen Sonnenschein, würzigen Duft ausströmend; hoch oben ragen die Kronen und zu den Füßen schließen sich die kleinen Zweige des Mooses als Decke fest an einander, sie neiden den gewaltigen Stämmen ihre Höhe nicht, sie müssen ja darob weit auseinander rücken, die kleinen Moosgeslechte aber schlingen sich traulich zusammen und halten sich warm. Dort steht ein einsamer Busch von Stechpalmen mit strahlenden Blättern, eine Eidechse, die sich im Moose sonnte, raschelt tiefer hinein bei deinem Nahen. Laß sie in Frieden die Bösen, wer weiß, wozu der Weltenherr sie schuf!

Wandle nur fort, in Träumen verloren, Hören und Sehen ist eins, du weißt nicht mehr, wer du bist und woher du kommst und das Menschenkind ist worden gleich dem frommen Reh mit seinen unhörbaren Tritten. Die Natur hält ihren Athem an, ihr Herz pocht in deiner Brust.

Plötzlich rauscht es dir zur Seite, ein Mann steht vor deinen erstaunten Blicken, um und um grün angethan, als wäre er ein lebendiger Sohn des Waldes, ein Bruder der Bäume, er steht still, die Hand in das Gedeckelhalfter gesteckt und betrachtet dich mit forschendem Auge.

So war Eberhard dahin gegangen und so stand jetzt ein Mann vor ihm, aber freundlich lächelnden Angesichtes, es war der Besitzer des Waldes, ein reicher Bauer, der Vetter Gottfried genannt, von allen in der ganzen Gegend, die nicht mehr mit ihm verwandt waren als der Kaiser von Rußland.

„Wie kommst du daher?“ fragte Gottfried.

„Zu zweit“ erwiderte Eberhard auf seine Füße deutend, denn er dachte an seinen vierbeinigen Wunsch.

„Was suchst du denn?“

„Nichts, oder doch, unser Hund ist verlaufen.“

„Laß ihn zum Henker laufen, der Hund ist ein Kalfakter, er hat zu viel Herren gehabt und ist nun ganz wirr im Kopf. Wenn ich ihn antreffe, so schieß ich ihn nieder.“

Eberhard faßte die Hand Gottfrieds und bat so dringend um das Leben des Thieres, daß Gott-

fried endlich versprach, noch Geduld zu haben. Er ließ die Hand des Knaben nicht mehr los und sie gingen eine Weile still neben einander, bis sie auf eine kleine Erhöhung kamen, wo die schönsten Tannen standen, da sagte Eberhard: „Vetter, das sind aber prächtige Bäume da, so schön... so schön... wie die Kirch' und... noch viel schöner.“

„Das ist recht, daß sie dir auch gefallen,“ sagte Gottfried, „sieh, die Bäume von der Stechpalme dort bis hinab gegen den „kühlen Grund“ diese sind meine Staatsstube, mein Prachtzimmer, kurz, mein Vergnügen; im Winter, wenn der Saft in den Bäumen stockt und es an's Holzfällen geht, da hat man diese Stämme hier schon vier, fünfmal zum Schlagen ausgezeichnet, aber immer wenn's drauf und dran kommt und ich sie ansehe, so denk ich: Laß sie stehen, es ist ihnen so wohl, und es ist ja eine Pracht und eine Herrlichkeit. — Es steckt ein schönes Capital da müßig drin, aber ich habe es zu meinem Vergnügen und das ist doch auch etwas und es freut mich jedesmal ins Herz hinein, wenn ich da her komme und die Bäume leben noch frisch und gesund.“

„Sterben denn die Bäume auch?“ fragte Eberhard.

„Allerdings“ erwiderte Gottfried, „Alles auf dieser Welt muß sterben. Wenn die Bäume über ihre Zeit stehen, werden sie im Innersten herzspältig.“

„Vetter“ begann nun Eberhard wieder, „ihr könnet mir gewiß sagen, wohin kommen denn die Millionen und Millionen Vögel, die auf der Welt sind, man findet ja wunderfelten eine Vogelleiche?“

„Da kannst du sehen,“ erwiderte Gottfried, „wie reinlich eigentlich die ganze Natur ist, oder wie schamhaft; was verbraucht ist, geht von selber auf. Wenn so ein Vogel in sich spürt, daß es an's Sterben geht, und das merkt er ganz genau, dann verkriecht er sich meist in eine Höhle, eine Schlucht, wo ihn die Igel, die Iltisse, Füchse und dergleichen finden, oder in eine Felsenspalte, einen hohlen Baum, wo ihm die Ameisen, Käfer und Fliegen beikommen, da legt sich dann der Vogel geduldig hin, duckt den Kopf unter die Flügel und wartet, bis sein Herz zum letztenmal pocht und ihn die letzte Zuckung streckt und kaum zwei Tage nach seinem Tode haben ihn die Ameisen und dergleichen verzehrt und es ist nichts mehr von ihm da als die Federn, die im Winde verfliegen oder die jungen Vögel sie auffangen und ihre Nester mit ausfüttern. Denk nur einmal, wenn es anders wäre, man bekäme ja keine frische Luft vor dem Todtengeruch, der überall aufsteige. Alles ist gar weise in der Welt eingerichtet. Die Vögel fressen ihr Leben lang so viel Ameisen-

eier, Fliegen und dergleichen und am Ende werden sie wieder von ihnen selber gefressen. Ich weiß nicht, ob es ganz genau ist, wie ich sage, aber es kommt mir so vor, und es liegt was Heiliges darin, daß die freien Thiere in ihrem Tode sich scheu unsern Blicken entziehen.“

Eberhard freute sich gar sehr dieser Auskunft und beklagte sich, daß seine Mutter so wenig vom Waldleben wisse und daß er Niemanden mehr fragen könne, seitdem der Vater todt ist.

„Vetter,“ sagte Eberhard wieder, „wißet ihr auch, warum die Wagen vier Räder haben?“

„Man hat ja auch zweirädrige Karren,“ antwortete Gottfried.

„Ja,“ entgegnete Eberhard, „aber die vierradrigen sind doch viel mehr und viel besser, die zweiradrigen die sind just wie ein Mensch mit seinen zwei Füßen, leicht umgeworfen.“

„Wenn er sich nicht im Gleichgewicht hält“ schaltete Gottfried ein und Eberhard fuhr fort:

„Ich meine, man hat die vierradrigen Wagen von den schnellen Thieren abgesehen und ihnen nachgemodelt. Die Vögel haben nur zwei Füße, weil sie nicht zum Gehen da sind, aber zum Fliegen, und Alles, was auf dem Boden bleiben muß, hat vier Füße; ist nicht so?“

„Ja, und die Wagen?“

„Die sind wie so ein Thier. Wenn mein Hund so springt, kommt er mir wie ein Wagen vor und der Kopf ist die Deichsel und der Leib ist das Schiff und da geht's hurtig und da ist leicht wenden. Und davon, mein' ich, haben die Menschen das Wagenmachen abgesehen und jetzt spannt man einen vierfüßigen Ochsen oder ein Pferd an den nachgemachten Vierfüßler und das paßt zusammen. Nicht wahr?“

Gottfried nickte bejahend, und da Eberhard einen so gutwilligen Abnehmer fand, packte er allerlei kunterbuntes Zeug aus; ein Goldammer pfiß und Eberhard fragte:

„Vetter, meinet ihr, daß der Vogel weiß, wie er heißt?“

„Wie meinst du das?“

„Ich denke, wir Menschen haben den Vögeln so ihre Namen gegeben, sie wissen aber nichts davon, und ich möchte jetzt herausbringen, wie sie sich unter einander anrufen, wie sie unter einander heißen; ich möchte wissen, was das zu bedeuten hat, daß so ein Vogel den geschlagenen Tag den ganzen Leib anstrengt und singt.“

„Ja, das weiß man eben nicht.“

„Wir haben für so viele“ fuhr Eberhard fort „nur einen einzigen Namen, Schwalbe oder Lerche

oder so. Ich meine, wenn so eine Amsel fünf Kinder hat, müßte auch jedes seinen besondern Namen haben."

"Die Vögel" erwiderte Gottfried lächelnd „bringen ihre Kinder nicht in die Kirche, daß man's tauft."

"Vielleicht haben die Vögel aber doch besondere Namen unter sich und wir wissen's nur nicht?"

"Ja, wir wissen's nicht, damit ist Alles gesagt, und da läßt sich nichts mehr sagen," schloß Gottfried.

Eberhard hatte noch vielerlei Fragen auf der Zunge und Gottfried plauderte auch gerne mit ihm, denn er hatte ihn gar lieb. Jetzt aber gemahnte er ihn doch zur Heimkehr und bezeichnete ihm den Weg durch die Schlucht, der kühle Grund genannt, als den nächsten.

Eberhard machte sich in tüchtigen Sprüngen davon. In dem kühlen Grund, da war's ganz anders als droben im Walde. Der Bach wand sich mühsam durch Felsen dahin. Eberhard hatte große Lust, nach Krebsen zu suchen, aber er wollte sich durch nichts mehr aufhalten lassen. In dem kühlen

Grunde war es trotz des warmen hellen Mittags kalt und schauerlich; Felsblöcke ragten wie drohend hüben und drüben herab, aber sie lagen doch fest, selbst dort jener moosüberwachsene gewaltige Block war im Rollen von einer jungen Tanne, die doch erst nachgewachsen schien, aufgehalten, sie stemmte sich ihm entgegen und strebte gradauf zum Himmel, daneben lag eine entwurzelte längliche Tanne, ganz dürr und suchsroth, und wieder hingen dort alte Stämme, krumm gebeugt und neigten ihre dunkeln Nester mit den frischgrünen Jahreschossen hinab in das Thal.

Ein Hund schlug an, als Eberhard kaum einige Schritte gegangen war, er erkannte die Stimme des Nimrod, aber warum kam er nicht? Eberhard hatte sich auf einen Felsen gestellt und wollte den Hund locken, aber jeder Ruf erstarb ihm auf der Zunge. Jenseits aus blühendem Ginster und hohem Farrenkraut ward ein Menschenantlitz sichtbar mit funkelsprühenden Augen, Kinn und Schläfe ganz umwachsen von dunkeln, buschigem Barte. Eberhard hielt sich still und sah, wie der Mann den Nimrod zu sich auf die Erde nieder-



drückte, sich dann die Brust aufriß, Haare aus der Herzgrube austraupte, die Haare in ein Stück Brod steckte, dreimal darauf spie und das Brod dem Hunde zu fressen gab. „Jetzt lauf!“ sagte er dann und der Hund sprang herüber zu Eberhard, er mochte aber in seinem Blick einen zornigen Wortwurf erwarten, denn er legte sich zwei Schritte von

ihm nieder und winselte, als ob er Schläge erwartete und sie geduldig hinnehmen wolle. Eberhard hatte hiezu keine Zeit, denn alsbald stand der borstig aussehende Mann vor ihm und sagte in erheuchelter Unwissenheit, barschen Tones: „Wer bist du?“

„Ich bin des Waldschützen Eberhard.“

„Und wo ist dein Vater?“

„Todt, er ist im Wald erschossen worden.“

„Wer hat ihn erschossen?“

„Das weiß man nicht. Ja, wenn man das wüßte —“

„Da müßtest du den Mann auch wieder kalt machen, sonst bist du kein braver Bub, kein Jägerkind.“

„Ja, gewiß“ betheuerte Eberhard.

Der vorstige Mann lachte laut auf und Eberhard kam es vor, als ob drunten hinter dem Felsen noch Jemand lache. Plötzlich ward es ihm so bang zu Muth, daß er laut zu weinen anfing und mit stotternder Stimme flehte: „Gebt mir meinen Hund wieder, ich muß heim.“ Nimrod hatte wohl verstanden, worum es sich handelte und er sprang jetzt freudig an Eberhard hinauf, der vorstige Mann gab aber dem Hunde einen Tritt, daß er eine gute Strecke den Berghang hinabfiel und hinkend wieder hinauf kam und sich zu Füßen des Vorstigen niederlegte, der jetzt sagte: „Was heim? Mit mir gehst du.“

Hier war kein Entfliehen möglich und als verneinende Antwort legte sich Eberhard auf den Boden und wollte sich nicht von der Stelle regen. Der Vorstige sah, daß er mit Gewalt nicht gut auskomme; er verlegte sich daher auf gute Worte und sagte: „Ich thu dir ja nichts, da hast du meine Hand drauf, du sollst mir blos helfen ein Nest ausheben. Ich geb dir auch etwas, was willst denn haben?“

„Nichts, ich will gar nichts als heim.“

„Und nach einem Sichhörnchen hast du gar kein Verlangen?“

„Freilich wohl, aber heim will ich.“

Eberhard stand halb zornig, halb bittend da, seine Hand wurde wieder von einer andern gefaßt, aber sie war nicht so freundlich wie die des Vetter Gottfried. Eberhard ging aber doch gutwillig mit, denn er sah wohl ein, daß ihm sein Sträuben nichts half, auch hoffte er, wenn sie nur aus der Schlucht heraus wären, schon Hülfe zu finden, der Vetter Gottfried konnte nicht fern sein, oder es mußte ihnen sonst Jemand begegnen, der ihn befreie; aber es erschien Niemand und die Hand des Fremden hielt Eberhard so fest wie eine eiserne Zange, es that bitterwehe und doch konnte er nicht einmal schreien, viel weniger los lassen.

III.

Die Beiden gingen die unwegsamsten Steige und Eberhard, der geglaubt hatte, weit und breit jeden Baum und jeden Strauch zu kennen, sah sich

hier um wie in einer fremden Welt. Sie kamen in einen großen Kessel voll kahl gewaschener Felsen, es sah aus wie ein vertrockneter See. Der Mittag neigte sich dem Abend zu, der weite Raum war spärlich mit Sträuchen bedeckt, hier und dort zirpte ein Heimchen, als wäre es die zitternde Klagestimme des gebundenen Felsens, die Hummeln summten so eintönig und nur die Schmetterlinge flogen wie befreite, durch die Luft hinziehende Blumen, zu ihren Geschwistern, die am Boden haften mußten; vom Walde her vernahm man noch das Klopfen des Spechtes und die Steindrossel sang zwischen den Felsen fröhlich, daß sich's auch hier noch gut leben lasse.

Eberhard mußte von Fels zu Fels springen, er glitt oft aus und riß sich die Kniee blutend. War es Mitleid oder eine andere Empfindung? Der Fremde faßte Eberhard in seine Arme und



sprang mit ihm über Abgründe weg, ohne je zu straucheln, die Felsen schienen ihn fest zu halten, als wäre er ihr Bruder. Es war ein schauerlicher Anblick, wie die Beiden oft durch die Luft dahin-flogen und ihre langen Schatten sich weithin breiteten. Jetzt schritten sie wieder über einen schmalen aber langen Felsenhang hin, sie gingen wieder Hand in Hand. Der Fremde fragte:

„Wo ist das Jagdgewehr deines Vaters?“

„Es hängt daheim an dem Geweihe des Hirsches, des letzten, den mein Großvater geschossen.“

„Dein Großvater war ein Mörder, der Mörder meines Vaters!“ schnaubte der Borstige, Eberhard sah ihn groß an, als er fortfuhr: „Und warum verkaufet ihr das Gewehr nicht, warum gebt ihr's nicht weg?“

„Der alte Jägerklaus hat meiner Mutter gesagt, sie soll das Gewehr nur hängen lassen, es steckt noch ein Schuß darin, der letzte, den mein Vater geladen, und der Klaus sagt, wenn der Mörder in unsere Stube kommt, so wird das Gewehr von selber losgehen und ihn kalt machen.“

Die Hand des Fremden erzitterte in der Eberhard's, er holte tief Athem und biß sich die Lippen blutig, aber das Blut ausspeiend sagte er laut auf-lachend: „Dummes Zeug! Und der Mann wird nicht so dumm sein und in eure Stube kommen und sich gerade unter die Mündung stellen — jetzt erschieß mich.“

Der Mann kehrte sich rasch um, als zupfte ihn Jemand im Rücken. „Was war da?“ fragte er halb grimmig, halb zitternd, „was machst du? Was reiße ich dich im Nacken?“

„Ich weiß von nichts“ erwiderte Eberhard, „und ich kann ja auch nicht.“

Da überkam Eberhard eine namenlose Angst und er begann in die Wildniß hinan die frommen Lieder zu singen, die ihn die Mutter gelehrt; sie sollten ihn erlösen von dem bösen Geiste, der ihn gefangen hielt und von der Todesangst in seinem Herzen. Anfangs verwies ihm der Borstige mit harten Worten das Singen, aber Eberhard hörte nicht darauf und je inniger er sang, um so mehr löste sich die raube Hand des Fremden auf und er feußte und murzte in sich hinein und konnte doch dem Knaben nicht wehren, der da sang:

Und aller Engel Schar
Mit allen Heiligen gar,
Die haben uns in ihrer Hut,
An Leib, an Seele und an Gut,
Und müssen uns immer stehen bei
An unserm Geschäfte, wo wir sein,
Wir geh'n, wir steh'n, wir reiten,
Nahen oder weiten,
Wir liegen, wir schlafen, wir wachen,
Wir essen, trinken, lachen.
Was wir thun, Tag oder Nacht,
So beschirme uns mit seiner Macht,
Der endelose, starke Gott,
Durch seine heil'gen zehn Gebot.

Amen!

Der Borstige hatte unwillkürlich den Hut abgezogen und die Hände gefaltet und vor sich niederschauend biß er die Zähne auf der Hutkrümpe übereinander. Jetzt schaute er auf den Knaben, in des-

sen Antlitz die Abendsonne schien, es leuchtete wie von einer Himmelsglorie, die aus ihm kam, und dem Knaben selber war's, als wäre er der Erde entrückt und himmlische Gestalten umschwebten ihn und er sang:

Sag' mir, lieber Engel,
Wol durch den reichen Gott,
Hast mein'n Vater nicht gesehen
Zu Himmel an dem Hof?

Sie waren an das Ende des Felsens gekommen, dort stand eine schlanke Birke und Eberhard bog sie nieder, als wär's eine leichte Gerte und auf der Birke hinüberschreitend nach dem jenseitigen Felsen sang er:

Nun biege dich, Baum! nun biege dich, Ast!
Mein Kind hat weder Ruh noch Rast;
Nun biege dich, Laub! nun biege dich, Gras!
Laßt euch zu Herzen gehen das.



Der Fremde schaute dem Knaben nach als einem Verklärten, der unversehrt über Abgründe hin-

schreitet. Als aber jetzt die Birke zurückschnellte und ihm in's Gesicht schlug, da erwachte sein Grimm ob dieser großen Ruthe, er suchte und fand das Brett, das er hier in einer Felsenspalte verborgen hielt und schritt zu dem Knaben hinüber. Der Knabe lag auf den Knien und die Hände zum Himmel empor streckend sang er:

Du guter Gott im Himmel klar,
 Laß dir mein' Seel' befohlen sein,
 Und führ' sie an der Engel Schaar,
 Wann sich endet das Leben mein!
 Dann mich behüt
 Vor Teufels Glüt
 Und seiner Gewalt;
 In den Nöthen thu mir Hülfe bath,
 Beschirm mich auch vor seiner Gestalt.

„Galt's Maul,“ schrie jetzt der Vorstige, „ich hab's genug, ich bin kein Teufel, ich bin ein Mensch wie du, und da hast meine Hand darauf, ich thu dir nichts an Leib und Leben, aber folgen mußt mir jetzt.“

„Zu was?“ fragte Eberhard und erhielt zur Antwort:

„Die Felsen, wo wir jetzt sind, die heißt man den Hahnenkamm, du wirst sie schon oft von fern gesehen haben, es kommt fast nie ein Menschenfuß da herauf. Es sind jetzt nur noch zehn Schritte bis zu dem Geiernest, klettere dort den Felsen hinauf, du wirst's finden und heb mir's aus.“

„Wozu brauchst du die Geier?“

„Das Amt bezahlt die Krallen, die man ihm einliefert, gut, und du sollst auch was davon haben.“

„Ich will aber nichts, heb du nur das Nest selber aus. Warum thust du's nicht?“

„Weil ich nicht kann, einer allein wäre bei dem Geschäft verloren, denn wenn der alte Geier kommt, haßt er dem, den er antrifft, die Augen aus. Ich habe aber hier meine Klinge verborgen gehabt, ich warte hier unten und laure, stößt er herab, so will ich ihm schon eins aufbrennen.“

„Wo ist denn der Hund?“ fragte der Knabe, er wußte nicht warum.

„Er ist uns nicht nachgefolgt,“ erwiderte der Fremde barsch, „er könnte uns auch nichts helfen. Nach jetzt keine Faren und steig hinauf, hörst du die Jungen quicken? Dorthin!“

Eberhard kletterte fast unwillkürlich einen Fel-

senkegel hinan, der Vorstige stand unten auf dem Anstand.

Habt ihr schon je einen Raubvogel, der sich in den Lüften wiegt, genauer ins Auge gefaßt?

Die Lerche mit ihrem unermüdblichen Sang und die Schwalbe mit stummer Zunge, sie schwimmen wohl in dem Meer der Lüfte, ihr Flug ist kein eilig Flattern von einem Ruhepunkte auf der Erde zu einem andern; sie sind zu Hause in der blauen Luft. Und wie die Lerche und die Schwalbe, so auch der Raubvogel, der in den Höhen freist.

Warum wir nur den Schimpfnamen Raubvogel haben?

Die Lerche und die Schwalbe haschen Käfer, Fliegen und Würmer, und der Raubvogel packt mit starker Kralle und scharfem Schnabel Größeres zu seines Leibes Nahrung, und die Lerche und der Raubvogel thun nach dem Willen ihres Schöpfers. —

Wir kurzichtigen Menschen! Sieh dort den schwarzen Punkt nah am Himmelsbogen, wie von den Blicken des Jägers gebannt, kommt er näher, mit gespannten Fittigen läßt sich's tragen von der leichten Luft, wie er sich im Kreise wiegt, sich über sich hebt und mit wenigen Ruderschlägen seiner Schwingen sich hebt und senkt und wiederum sich kaum von der Stelle bewegt. —

Eberhard hatte das Nest erreicht und so sehr er sich auch ängstigte, konnte er sich doch eines freudigen Erstaunens nicht enthalten, als er die Jungen sah, sie waren blind und steckten die fast ganz nackten Köpfe zusammen, sei es aus Furcht oder ob sie sich etwas zu sagen hatten, was kein Menschenohr hört und versteht. Nur eine Sekunde betrachtete sie Eberhard mitleidig und dachte: Es ist doch wundersam? Die Hunde und die Geier, die die besten Augen haben, werden blind geboren.

Die Jungen schienen die Anwesenheit Eberhards doch zu merken, denn sie purzelten über einander, streckten ihre rothgelben Schnäbel weit auf und wälzten sich in den bunten Federn von allerlei Singvögeln, die um sie her lagen.

„Wirf mir die Jungen herunter,“ schrie der Vorstige und schaute wieder unverrückt nach dem Himmel. Eberhard streckte die Hand nach den jungen Geiern aus, sie schienen ihn fassen zu wollen, da erwachte ein Unmuth in ihm und er warf sie einen nach dem andern hinab, es waren wieder fünf, zuletzt warf er auch noch die todten Singvögel hinab. Da rauscht es in der Luft — „Duck



dich!" schallt's von unten herauf und pass! knallt es und ein dunkler Fittig senkt sich auf Eberhard, er kann sich nicht mehr halten, gleitet hinab in den Grund und liegt leblos bei den aufzuckenden Jungen und dem todten alten Geier. Ueber'm Kopfe Eberhards war dieser erschossen worden.

Der Wilderer — denn so dürfen wir ihn jetzt nennen, nachdem wir ihn mit seiner Flinte handiren gesehen — der Wilderer betrachtete mit düsterm Blick den Knaben und den unweit von ihm liegenden Geier. Oben stand die Sonne auf dem Berggipfel im Versinken und das Antlitz des Wilderers war wie eine helle Flamme.

„Zum Teufel auch,“ sagte er, „ist mir der Schuß gelungen! Wär's auch so gegangen, wenn ich's fest gewollt hätte? Der Junge ist wie verzaubert, wie wenn er einen überirdischen Schutzgeist

hätte. Wenn er einen Schutzgeist hat, so mag er ihn auch heimbringen, ha ha!“ lachte er wild auf und es fröstelte ihn doch.

Er hob das gewaltige Thier mit den ausgespannten bluttriefenden Federn auf und als sich Eberhard jetzt regte, machte er sich rasch davon und ließ ihn bei den sterbenden jungen Geiern liegen.

In der Nacht schauerten die Vögel in ihren Nestern auf, denn ein Knabe schritt durch den Wald und sang:

Nun bieg dich, Baum! nun bieg dich, Ast!
 Mein Kind hat weder Ruh noch Raß,
 Nun bieg dich, Laub! nun bieg dich, Gras!
 Laßt euch zu Herzen gehen das.

IV.

Die Gipfel der Tannen erglänzten im ersten Frühroth und die Sonne stieg mählig herauf hinter dem Berge, denn ihr Aufsteigen erscheint unserm Auge viel sachter und langsamer als ihr Untergehen. Die Gulen krächzen zum letztenmal in ihren verborgenen Horsten, die hellen Kehlen der Vögel auf den Bäumen zwitschern wie im Traume, die Sonne steigt höher herauf und haucht zitternde Flammenwangen auf die Stämme der Bäume und es ist so still im kühlen Waldesgrund, als wandelte ein Geist durch den heiligen Raum, die Bäume schauern in sich zusammen und erzittern leise und die Vögel halten den Athem an — da plötzlich erschallt die Stimme eines Hänflings jauchzend laut, andere klingen darein, ein fröhlich Pieschmetterlein durchschallt den Wald, der Tag ist erwacht. Die Thautropfen schimmern siebenfarbig an den Gräsern und die Käfer kriechen die Halme hinan und lassen ihre schimmernden Decken im Sonnenschein erglänzen, die Schmetterlinge kommen geflogen und grüßen manches frische Blümlein, das über Nacht aufgebrochen, und das Blümlein dreht und neigt sich im leisen Windhauche um und um, grüßt die Schwestern weit und breit und sendet seinen Duft in die offene Welt.



Unter den schönen Tannen im Moose, nahe an einem blühenden Erdbeerenschlag, liegt ein Knabe, die linke Hand unter dem Haupte und schlummert. Es ist Eberhard. Der Hund sitzt neben ihm, die Augen unverwandt auf den Knaben gerichtet; er schnappt nicht mehr nach den Fliegen, er schüttelt sie nur stille ab, gleich als fürchte er, durch sein Schnappen den Knaben zu wecken. Die Sonne

küßte dem Knaben die Wangen röthler, er aber schlief ruhig fort, als wäre ringsum dunkle Nacht, nur Einmal seufzte er auf, legte sich auf die Seite und schlief wieder. Da trat ein Mann aus den Bäumen, der Hund sprang ihm wedelnd entgegen, aber der Mann, es war Gottfried, wehrte den Hund von sich und betrachtete eine geraume Weile den schlafenden Knaben; endlich beugte er sich zu ihm nieder und rief ihm Kukul! ins Ohr. Eberhard erwachte, blinzelte und rieb sich verwundert die Augen; er wußte nicht, wo er war und schaute sich lautlos um. Auf die Frage, wie er hieher gekommen sei, antwortete er nicht mehr mit einem Scherze, sondern weinte nach seiner Mutter.

„Ich habe gestern noch auf dem Heimweg mit deiner Mutter gesprochen,“ sagte Gottfried, „wir haben ausgemacht, wenn dir's recht ist, sollst du Schulmeister werden. Das Jägerleben ist deiner Familie gefährlich und du bist das einzige Kind. Willst du?“

„Ja, ja, Alles, was ihr und meine Mutter wollet, ich will gewiß fleißig sein, jetzt aber will ich schnell heim.“ Und mit dem Hunde voraus sprang Eberhard durch den frischen Morgen. Er fürchtete sich, daß ihn Gottfried nach der vergangenen Nacht fragen könne, und ihm selber kam Alles wie ein schwerer, düsterer Traum vor. Wie jauchzte er auf, als er sein väterliches Haus sah, der Hund war schneller dort gewesen als er, kam aber jetzt langsam wieder zurück. Eberhard rief von ferne seiner Mutter, sie erschien aber nicht. Er fand das Haus von allen Seiten verschlossen. Gewiß war seine Mutter schon früh ausgegangen, ihn zu suchen, vielleicht war sie die ganze Nacht im Walde umher geirrt. Jetzt empfand er selber tief im Herzen, wie weh es thut, wenn man auf ein Liebes hart und wartet und Stunde auf Stunde verrinnt und Niemand kommt. Es kam aber doch Jemand, es war der Wilderer, der mit späherndem Blicke aus einem Busche trat. Eberhard schrie auf, als sollte er gemorbet werden. Der Wilderer aber sagte:

„Sei still. Ich hab' dir was Schönes gebracht, du hast dir ein Eichhörnchen gewünscht, das ist viel, viel schöner, da hast du einen jungen Fuchs, den ich für dich aus seiner Schlust geholt habe. Du mußt aber auch versprechen, daß du nichts von dem erzählst, was wir mit einander gehabt haben.“

Der Wilderer hatte einen jungen Fuchs aus einem groben Luche genommen, band ihm eine Kette um den Hals, befestigte diese an der

Hundehütte und verschwand so schnell wie er gekommen war.

Endlich erschien die Mutter, sie umhalfte ihr verlorenes Kind mit stummen Schluchzen und strich



ihm immer mit der Hand über das Antlitz, um auch gewiß zu sein, daß es wirklich noch lebe.

Eberhard erzählte nichts von allen seinen Begegnissen und für diese Untreue mußte er schwer büßen.

Als die Mutter den Fuchs sah, wollte sie das Thier losbinden und in den Wald laufen lassen, aber sie fürchtete sich doch, ihn anzurühren, und so blieb der Fuchs, den Eberhard, nach seiner Aussage, von einem Mann im Walde erhalten hatte.

Jetzt verlebte Eberhard wieder friedliche Tage, aber er durfte immer weniger in den Wald und wie mit unwiderstehlichem Zauber zog es ihn doch dahin.

Von den still schönen Tagen im Leben hat man weit seltener eine Erinnerung, und wenn man sich ihrer erinnert, weiß man doch weit weniger von ihnen zu erzählen, als von denen, da es hoch her ging.

Und doch sind jene Tage meist gerade die seligsten!

Es geht hierin aber bei den einzelnen Menschen wie bei ganzen Völkern, hier sind Jahrzehende und mehr, was dort ein Tag ist. Die Volksgeschichte berichtet fast nur die außerordentlichen Ereignisse, und so geht's uns auch mit der Jugendgeschichte Eberhards.

Wie herrlich waren die Stunden und Tage, die er auf der Anhöhe hinter dem Hause, in den Kornfeldern verlebte, wie das immer auf- und abwogte, wie ein Strom. Solch ein Roggenfeld ist auch ein majestätischer Wald mit gewaltigen Nie-

senstämmen. So meinten wenigstens die Käfer, die dort umher strichen und im raschen Lauf oft inne haltend einen Stamm hinan kletterten.

Was man groß und was man klein nennt, kommt ja Alles nur darauf an, wie man's ansieht, und wenn man die ganze Welt betrachtet, ist unsere Erde nur eine kleine Kugel und wir Menschen winzige Geschöpfe, die darauf herum kriechen.

So stand nun Eberhard oft zwischen den Furchen und betrachtete sich dieses kleine, große Leben und dachte Unnennbares, Unendliches; oder er lag an einem Raine, beobachtete die Thierchen, die sich zwischen den kleinen Gräsern tummelten, oder er schaute hinauf nach dem blauen Himmel, wo am hellen Mittag schon der Mond stand und geduldig harrete, bis seine Zeit kam, da er selber etwas gilt und man nach ihm aufschaut. Wie namenlos waren da die Empfindungen, die durch die Brust Eberhards zogen! Er dachte an Alles und wußte doch nicht was. — Und wenn er dann aufstand, wie spannten sich alle seine Muskeln in Frohmuth, wie jauchzte er laut auf oder war still in sich hinein vergnügt. Denn es liegt etwas geheimnißvoll Erquickendes in dem Ruhen auf der Erde und tiefdeutig ist die Sage der alten Griechen von dem Helden Antäus, der vom Boden gehoben, schwach war, sobald er die Erde berührte, wieder unüberwindlich stark ward.

Eines Tages lag Eberhard zwischen den Furchen und schaute mit offenen Augen träumend nach dem Himmel und hörte der Wachtel im nahen Weizenfelde zu, die am Morgen und am Abend ihr Klauer- und Vickerwick erschallen läßt und nur am Mittag ruht. Er stand auf und es war ihm so wohl und leicht zu Muth, als ob er aus dem frischen Wellenbade käme und er sang und jodelte frei in die Welt hinein. Da sah er einen schön rothen Bluthänfling, der kaum erst flügge geworden schien, in kurzen Sätzen aufstiegen und sich wiederum niederlassen; den wollte er nun haschen und er sprang ihm nach, von Busch zu Busch, aber kaum war er ihm nahe, so war der Vogel wieder auf und davon, dennoch ließ der Verfolger nicht ab, immer hinter drein zu jagen, bis sie an eine mäßige Schlucht kamen, der Vogel flog hinüber und sang von jenseits den schönen Gesang, den ihn Niemand gelehrt. Eberhard hielt inne, denn er berechnete wohl, daß, bis er den Hang hinab und den jenseitigen wieder hinauf gekommen wäre, der Vogel einen zu großen Vorsprung hatte. Eberhard sah vor sich nieder, betrachtete seine Füße und versuchte mit den Zehen mühsam Stein-

chen aufzuheben, er lachte in sich hinein, ballte die Hand auf und zu, denn er dachte: Wie wunderbar sind doch die Vogelfüße gemacht! Hüpfst der Vogel von Ast zu Ast und verfehlt nie den Zweig, strauzelt nicht und fällt nicht; wie schnell kann er die Krallen auf- und zumachen und was für ein gutes Augenmaß muß er haben, daß er das Alles so schnell berechnen kann. Freilich — sagte er fast laut, den Kopf drehend — haben sie auch einen viel geschickteren Hals als wir, daß sie ihn so leicht drehen, und wir, wir müssen das ganze Gestell umwenden, wenn wir rückwärts sehen wollen. — Aus allen derlei Betrachtungen heraus begann er im Weiterschreiten zu singen.

Das will nicht viel heißen, wenn man dich an eine Stelle führt und dir sagt: Jetzt hier, gib Acht, wie's wiederhallt. Das ist ganz anders, wenn man so etwas von selber unversehens entdeckt, wie jetzt der Eberhard. Er erschrak fast, als er seine Stimme aus dem Walde wieder hörte, langtönig und stark, aber der Schreck ward bald zur Freude und er schrie: Juhu! Juhu... hallte es wieder, tief, tief hinein. Und er rief auf's Neue: Das kann doch kein Vogel, daß er dem ganzen Wald seine Stimme gibt — Stimme gibt... schallte es durch den weiten Raum. Und er rief: Gottfried! Der Name tönte fort und fort. Und jetzt rief er seinen eigenen Namen: Eberhard! und es schallte wieder Eberhard... Der Knabe empfand ein seliges Entzücken, da er sich so weit hinab und hinauf klingen und nennen hörte, und fröhlich rief er abermals: Jetzt kennen mich alle Bäume, wie man mich ruft — mich ruft... antwortete es.

Mit einer namenlosen Seligkeit spielte Eberhard mit dem Echo, das er zuerst geweckt hatte. Noch nie hatte ein Mensch vor ihm von hier aus die Bäumen und die Berge sprechen gelehrt.

Eberhard versuchte es, von einer andern Stelle auch den Wiederhall zu wecken, aber es klang nicht so rein und hell, wie von jenem Punkte, den er zuerst, ohne sein Wissen und Willen gefunden hatte. Er kehrte zurück und rief noch zuletzt: Lebt wohl! Lebt wohl... erwiederte es und er stieg hinab zum Hause der Mutter. Seine Brust war hoch geschwellt, er hatte in einsamer Verborgenheit die Stimme der Natur vernommen, die uns tausendfach verstärkt antwortet, wenn wir sie von der rechten Stelle aus grüßen.

Waren das nicht selige, freudespriessende Tage?

Im Hintergrunde lauerte aber auch schon die Bein, von Menschenhinn bereitet.

Eines Samstag Mittags, als Eberhard in dem eine Stunde weit entlegenen Dorfe war, kam

der Vetter Gottfried vor dem Jägerhause vorbei und sprach eine Weile mit der Jägerwitwe, die eben Wäsche aufhing. Sie klagte, daß sie mit ihrem Sohne nicht mehr in Frieden lebe, seitdem der Fuchs im Hause, sie zittere immer vor Angst, wenn der Knabe mit dem Thiere spiele, es thue wohl bisher immer zahm, aber es könne doch einmal plötzlich seine wilden Tücken loslassen; sie wisse daher gar nicht zu helfen.

„Das wird leicht sein,“ sagte der Vetter Gottfried, ging nach der Hundehütte, nahm das Gewehr von der Schulter, ließ den Fuchs los und schoß ihn nieder. Gottfried verspottete sich selber über die leichte Jagd, entbälgte das Thier kunstgerecht, warf das Fleisch, das der Hund nicht auftraß, in den nahen Teich. Er erhandelte sich noch den Balg und steckte ihn in seine Jagdtasche.

„Nun aber noch einen Handel,“ sagte er, „ich habe keinen Schuß mehr bei mir und gehe nicht gern so ledig durch den Wald, es wäre gegen meine Art. Ich lasse mein Gewehr da und nehme mir drinnen das von eurem Mann, es ist ja noch ein Schuß darin.“

Gottfried that wie er gesagt.

Zur selben Zeit, als dieses am Jägerhause geschah, lauerte der Wilderer dem aus dem Dorfe heimkehrenden Eberhard auf. Er lag in einem tiefen Loche, wo man einen Baumstumpf ausgegraben hatte und hielt das Selbstgespräch: „So? also ein Schulmeister soll der Eberhard werden? Da könnte ich lange warten, bis mich die Kugel trifft, die auf mich wartet; und soll ich immer so herum laufen in Angst und Bangen? Und vielleicht bleibt der Mord gar in unserer Familie hängen und die drüben bleiben unschuldig? Nein und noch einmal nein. Von Alters her geht's Piff Paff in unsern Familien, jetzt hält's an der des Jägers. Er hat ja noch einen Schuß hinterlassen auf der Welt. Soll ich noch lange umher gehen und mein Tod steckt in dem Gewehrlauf, den der Todte geladen? Nein und dreimal nein.“

Eberhard kam singend daher, der Wilderer vertrat ihm den Weg und schenkte ihm eine junge Amsel. Eberhard nahm den Vogel in die Hand und ließ ihn sogleich fliegen, und wie er den Vogel dahin ziehen ließ, ließ er auch die Schmeichelworte verfliegen, die der Wilderer an ihn richtete. Der Wilderer wollte ihn schießen lehren, so gut als es keiner seines Alters weit und breit könne. Freilich trug Eberhard darnach groß Verlangen, aber er widerstand dennoch. „Bring mir nur das Gewehr deines Vaters in den kühlen Grund und du bekommst, was du willst,“ bat flehentlich der

harte Mann, aber Eberhard sprang davon und der Wilderer rief ihm nach: „Wenn's dich reut, kannst du doch kommen; ich bin am Morgen da.“

„Aber ich komme nicht,“ sagte Eberhard vor sich hin und eilte heimwärts. Als er hier den Fuchs nicht mehr fand, tobte er wie rasend und bestürmte seine Mutter mit Fragen und Bitten. Die Mutter aber gab ihm keine Antwort und verbot ihm, weiter zu fragen. Bei dem Umhersuchen fand Eberhard einige frisch verdeckte Blutspuren, Grimm und Zorn erwachte in ihm und er schwor in sich hinein, daß er sich wieder einen Fuchs verschaffe.

V.

Am andern Morgen, als die Mutter noch schlief, schlief er in die Stube, seine Hand zitterte, als er das Gewehr ansah, aber er biß die Lippen über einander und nahm es herab. Der Hund sprang hoch vor Freude, als er seinen jungen Herrn so



mit der Flinte bewaffnet sah; die beiden verschwanden wieder im Walde, aber jetzt gemeinsam.

Überall war noch ganzer Thau, noch hatte ihn kein Fuß eines Thieres verschüttet und die Sonne ihn nicht aufgesogen. Eberhard kam in die junge Waldpflanzung, deren dichte Aeste sich ihm gleichsam in den Weg stellten, daß er nicht weiter gehen sollte, aber er drang immer weiter. Da hörte er von ferne ein Lied, er versteckte schnell das Gewehr, er erkannte die Stimme Gottfrieds, der da sang:

Wacht auf, ihr schönen Vögelein,
Ihr Nachtigallen kleine,
Und singt mit euren Schnäbelein,
Gedreht von Eisenbeine;
Lobt Gott, ihr süßen Schwägerlein,

Und singt für ihn alleine;
Schwingt freudig eure Flügelein,
Regt Ärmlein und Beine;
Und habt ihr noch kein Liedlein,
So lernet nur das Meine;
Gelobt sei Gott, singt drum allein,
Gott Zebaoth alleine.

Eberhard stand mit gefalteten Händen und betete inbrünstig, seine reine Seele kehrte in ihm wieder und er gelobte ungeschehen wieder heim zu kehren und nie mehr solch heimlichen Frevel zu wagen.

Aber seine volle reine Seele war noch nicht wieder gekehrt, sonst hätte er sich nicht gescheut, zu dem guten Manne hinzutreten und sein Fehl offen zu bekennen, statt daß er sich heimlich wegstehlen wollte. Und das, daß er sich vor den Menschen mehr fürchtete, als vor dem allüberall waltenden Gott, das brachte ihm schwere Pein.

Der Hund schlug an, Gottfried kam näher. Nach den ersten Aeußerungen der Verwunderung, daß er nun Eberhard zum drittenmale so seltsamer Weise treffe, sagte er: „Lauf jetzt nicht so allein im Wald herum, der Spaniermichel ist wieder in der Gegend und dem ist nicht zu trauen.“

„Wer ist der Spaniermichel?“

„Komm mit da heraus, ich will dir's schon erzählen; Einmal mußt du's doch erfahren.“

Eberhard bangte, den Ort zu verlassen, denn er fürchtete, das Gewehr nicht mehr in dem Verstecke zu finden; aber es gelang ihm, unversehens ein Tannenreis abzuspükten, solches auf den Boden zu werfen und ein vorher abgerissenes Zweiglein kreuzweis darüber zu legen; er kannte die Merkzeichen der Jäger.

Sie gingen nun hinaus in den älteren Wald, Gottfried setzte sich auf einen Baumstumpf, Eberhard auf einen daneben und der erstere erzählte:



„Der Spaniermichel und sein Geschlecht sind schon seit alten Zeiten Feinde eures Geschlechts; denn dein Vater, Großvater und Urgroßvater und noch weiter hinten waren hier immer Jäger, und die Spaniermichels waren von je her Wilderer. Man weiß nicht recht, woher die grimmige Feindschaft zwischen euch kommt, man erzählt allerlei; die einen so, die Andern anders, am wahrscheinlichsten ist, daß zwischen den Jägern und den Wilderern, wie du weißt, immer ein Krieg ist. Es ist, als ob die unbändigen Geister des Wildes, um dessen Erlegung sie sich streiten, in sie selber gefahren wären. Dein Urgroßvater ist von einem Spaniermichel erschossen worden und dein Großvater hat wieder einen von ihnen ins Gras gestreckt. Die Spaniermichels sollen, wie man sagt, von einem Soldaten abstammen, der in alten Zeiten von dem spanischen Heere hier zurückgelieben ist, sie haben heißes, jähes Blut. Deinen Vater hat, so gewiß als jetzt die Sonne scheint, eine Kugel des Spaniermichels getroffen, der, aus dem Gefängnisse entlassen, jetzt hier in den Wäldern herum streicht und sein altes Handwerk aufnimmt. Du weißt, daß man selten die Gezierte gegen die Wilderer und dabei vorkommende Todesfälle einschreiten macht; es ist das so ein altes Abkommen zwischen Jägern und Wilderern und es käme auf dem andern Wege auch doch nicht viel heraus. Das haben wir jetzt gesehen. Der Spaniermichel, der jetzt irgendwo in einem von seinen Fuchslöchern steckt, ist nach dem Tode deines Vaters gefänglich eingezogen worden, er hat sich aber heraus gelogen. Wer weiß, was er im Sinne hat; Gutes gewiß nicht. Ich habe seine Lücke schon wieder erfahren. Mein Knecht hat ihn gestern noch spät im Walde getroffen und heute Morgen finde ich in meinen schönsten Tannen glühende Nägel eingeschlagen, daß sie verkommen müssen. Der Spaniermichel weiß, daß ich die Tannen so lieb habe, und darum hat er sie verdorben. Man möchte vor Zorn und Trauer blutige Thränen weinen, wenn man bedenkt, wie weit die Bosheit der Menschen gehen kann, daß sie sich damit freuen, einem andern seine Freude zu zerstören.“

Nach einem schweren Seufzer fuhr Gottfried fort:

„Ja, daß ich's nicht vergesse, der Hund da ist mitschuldig an dem Tode deines Vaters. Siehst du, wie er winselt? Er merkt, was ich sage. Das Gerücht, wie sich die Sache zugetragen, rührt wahrscheinlich vom Spaniermichel selber her, der es ausgesprengt hat. Er hat den Hund aufgezogen und hat ihn dann durch einen Unterhändler an deinen

Vater verkaufen lassen. Wie ste nun in Todfeindschaft im Walde zusammen treffen, springt der Hund bald an dem einen, bald an dem andern hoch hinauf und weiß nicht mehr, welches sein Herr ist; beide locken und pfeifen, und wie dein Vater eben zornig lockt, brennt ihm der Spaniermichel die Kugel in die Brust. Ja, heul' nur Hund, es geht dir wie manchem Menschenhund; der sich selber verkauft hat und nicht mehr weiß, wo er hin gehört. —“ So schloß der Vetter Gottfried und stand auf.

Eberhard war es zu Muth, als wären ihm alle Glieder zerschlagen, er konnte sich nicht aufrichten, die Thränen brannten ihm in den Augen und er konnte doch nicht weinen; er drückte die Augenlider zu, als müßte er in Schlaf versinken und drinnen Ruhe finden vor dem Grauenhaften, was er erfahren hatte.

Gottfried reichte ihm die Hand zum Abschiede und ermahnte ihn abermals zur baldigen Umkehr.

Der Hund hatte seinen Kopf auf das Knie Eberhards gelegt, aber dieser schob ihn weg und richtete sich endlich straff auf, eilte in den jungen Wald, um das Gewehr zu holen, er fand es bei dem Zeichen, doch indem er es jetzt genau betrachtete, schien es ihm ein fremdes. Sollte Jemand da gewesen sein und es vertauscht haben? — Indem er so in Gedanken dastand, kam der Wilderer aus dem Dickicht.

„Bist du der Spaniermichel?“ schrie Eberhard, das Gewehr aufhebend und den Hahn zurückknackend.

„Ja,“ lautete die Antwort.

„Hast du meinen Vater erschossen?“

„Ja, aber halt, du hast ja kein Pulver auf der Pfann, gib her,“ er entriß Eberhard die Flinte, goß aus seinem Horn Pulver darauf, gab ihm das gerichtete wieder zurück und sagte, sich vor die Mündung stellend: „So, jetzt schieß zu.“

Eberhard stand sprachlos, todtensleich.

„Bist mir ein rechter Bursch,“ höhnte der Wilderer „stehst aus wie das Käzchen am Bauch, wenn du losbrennen sollst, Feuer! drück zu!“

Eberhard gewann die Sprache wieder, warf sich auf den Boden und schrie, daß er nicht schießen und lieber selber sterben wolle.

Der Wilderer hob die Flinte und den Knaben auf, hielt dem letztern, der schreien wollte, den Mund zu, rannte durch den Wald, hinab in den kühlen Grund, in eine tiefe Schlucht mit überhängenden Felsen; dort legte er den Knaben ab und sagte: „Jetzt schrei wie du willst, hier hört dich

keine Menschenseele. Hier mußt du mich erschießen. Ich hätte den Mord bei den Gerichten gestehen können, aber ich will hier draußen sterben im grünen Wald, ich will durch deine Hand sterben, in eurer Familie muß der Mord wieder sein, wir behalten ihn nicht; piff pass, herüber und hinüber durch alle Zeiten fort.“ Er stellte Eberhard auf einen höheren Felsen, gab ihm das gerichtete Gewehr in die Hand, stellte sich auf einen andern Felsen, riß sich die haarige Brust auf und setzte die Mündung hart daran, dann zog er einen Dolch aus der Tasche und schrie schäumend und heiser: „Schieß oder du bist todt, mach's kurz.“

Der Finger Eberhards zuckte unwillkürlich an dem Drücker, aber der Hund sprang an ihm her-

auf, als wollte er abwehren. „Bist du auch wieder da?“ knirschte der Spaniermichel, faßte den Hund am Genick, stieß ihn den Dolch in den Hals, zog den Dolch wieder heraus und schleuderte das im Tode zappelnde Thier hoch hinauf und wieder hinab in den Felsengrund. Zum drittenmale schütete er Pulver auf, stellte sich mit blutigem Dolche in seine alte Lage und befahl: „Mach's kurz, rack!“

Eberhard schrie laut auf: „Ich will nicht sterben und will nicht morden.“

„Schieß oder fahr zum —“

Da krachte ein Schuß von oben, der Spaniermichel taumelte und schrie noch im Umstürzen: „Das ist des Todten Schuß!“



Er hatte ihn erkannt, denn der Gottfried stand oben mit der Flinte, die er von der Jägerwitwe geborgt hatte; er hatte schnell gesehen, was hier vorging, und der höllischen Pein rasch ein Ende gemacht.

Langsam verzog sich der Rauch an den feuchten Felsen und Bäumen und in langsamen Zuckungen verschied der Spaniermichel. Eine Menge frisch geschmiedeter Nägel, die ihm aus der Tasche gefallen waren, lagen zerstreut um ihn her; sie waren ganz genau wie jene in den schönen Tannen.

Mit dem Spaniermichel hat die grausige Vererbung des Mordes sich geendet. Möchte er auch das letzte der Opfer sein, durch welche die Habsucht und Rachgier der Menschen die Heiligkeit des Waldes entweiht.

VI.

Und Eberhard? Er wurde ohnmächtig nach Hause gebracht, er lag wochenlang im Fieber, aus dem er aber gesund sich wieder erhob.

Als er heran gewachsen war, wurde er in die Lehrer-Pflanzschule aufgenommen, seine aus der Kindheit sprossende Liebe zur Natur ließ ihn die Wissenschaft derselben zu seinem besondern Studium machen; hier lernte er auch Manches verstehen, was ihm früher unklar gewesen und manchen Irrthum berichtigen, den er ehemals ohne Führer und Unterricht für unumstößliche Wahrheit hielt.

Bei dem Studium war Eberhard eines ganz sonderbar, er erkannte viele Vögel aus der Hei-

math nicht wieder, obgleich sie in den Sammlungen sorgsam ausgestopft und in den Büchern genau abgezeichnet, nach ihrem innern Bau und nach ihrer äußern Erscheinung beschrieben waren, denn Eines fehlte, was bei dem Vogel doch die Hauptsache ist: der Gesang. Eberhard versuchte es, zur Vervollständigung den Gesang der Vögel mit Buchstaben und Musiknoten zu verzeichnen; aber er gab das Vorhaben bald wieder auf.

Just Alles läßt sich nicht auf dem Papiere aufzeichnen und aus den Büchern lernen, und das hat auch sein Gutes.

Als Eberhard seine Lehrzeit beendet hatte, schloß er sich einer naturwissenschaftlichen Entdeckungsreise nach Afrika an. Von Jugend auf an Selbstständigkeit und wildes Treiben gewöhnt, besteht er die Mühseligkeiten dieses Lebens leichter als mancher Andere. Bereits hat er mehrere neue Vogelarten entdeckt und manche Seltenheit in die Heimath gesendet.

Eberhards Name wird jetzt von vielen Menschen mit Ehren genannt. Wer weiß, ob es ihm so viel Freude macht wie damals, als das einsame Echo im Walde ihm seinen Namen rief?

Da er so weit weg ist, kann er sich nicht dagegen wehren, wenn man einstweilen seine Jugendgeschichte erzählt. Vielleicht berichtet er einmal selber, wie es in Afrika hergeht und ob es dort auch so grausame Wilderer gibt.

Wo der Spaniermichel gefallen, steht noch das steinerne Kreuz, wenn auch halb eingefunken, und die wilden Rosen blühen um das moßige Gestein.

